

(Nachdruck verboten.)

3) Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

„Zette“ schrie sie sie heftig an, „daran bist nur Du schuld. Wie oft habe ich Dir nicht gesagt, Du sollst die Thür nicht offen stehen lassen. Ich habe Dir das so oft wiederholt, daß ich davon ganz heiser geworden bin. Hörst Du mich denn nicht?“

Mrs. Elwin sprach laut genug, um von Zette gehört zu werden, aber deren gleichgültiger Blick ließ annehmen, daß sie entweder taub oder einfältig war. Sie drehte sich weg und ließ ihre empörte Frau allein von „Madam ihre Sonntags-Saune!“ wie Zette es nannte, sich erholen. Sie folgte Polly, die nach oben gegangen war, um in einem kleinen Schlafzimmer Hut und Mantel abzulegen. Während die hübsche Methodistin ihr schönes weiches Haar auf der Stirn glättete, warf sich Zette aufs Bett.

„Was ist denn los?“ fragte Polly.

„Mir ist so schlecht,“ antwortete das kleine Dienstmädchen.

„Inwiefern schlecht?“

„Schlecht vor mir selber. Fortwährend heißt es Zette hier, Zette dort und immerzu nur Zette. Ich wünschte, ich wäre nicht Zette; ich möchte lieber sonst wer sein.“

„Solches Zeug dürfen Sie nicht sprechen,“ sagte Polly zu ihr, die noch immer damit beschäftigt war, ihr Haar zu kämmen und sich im Spiegel zu betrachten. „Sie müssen mit dem Platz zufrieden sein, auf den Sie Gott gesetzt hat, und dürfen bösen Gedanken keinen Raum geben.“

„Sie können gut so sprechen, Fräulein,“ erwiderte Zette. „Sie haben die Königin und alles sehen gekonnt. Sie thaten mirs gestern versprechen, zeitig zurück zu sein, damit ich auch die „alte Dame“ noch sehen könnte. Sie kamen aber nicht. Sie waren mit Ihrem Schatz dabei.“

„Ich wäre gern rechtzeitig zurückgekommen,“ meinte Polly; „es ging aber beim besten Willen nicht, das Gedränge war zu groß und Jos sagte zu mir, ich dürfte nicht so eilen. Es war nicht meine Schuld.“

„Zette,“ rief Mrs. Elwin.

„Schon wieder,“ brummte Zette, indem sie sich vom Bett erhob. „So geht es immer zu. Ach. Ich wünschte, ich wäre nicht Zette, lieber möchte ich Sie sein, nur nicht ich will ich sein.“

„Zette, Zette!“ rief Mrs. Elwin.

„Zette, Zette,“ machte ihr das kleine Dienstmädchen nach. „Ich komm' schon, Madame, ich habe nur die Hängematten in Ordnung gebracht.“

Sie streckte sich und wandte sich dann Polly zu, um ihr einen Schuh zu zeigen, in dem sich ein Loch befand.

„Ich hab mir heut früh eine Nadel in den Fuß getreten,“ sagte sie. „Sehen Sie mal, wie es blutet. Ich fürchte, wenn Madam mich heute ausgehen läßt, kann ich gar nicht gehen. Es thut fürchtbar weh, wenn ich darauf trete.“

Dann ließ sie Polly allein und ging hinunter, um in einem kleinen dunklen Loche, das man „die Küche“ nannte, das Mittagbrot zurecht zu machen. Fast die ganze Hausarbeit hatte Zette allein zu verrichten, es war dies keine leichte Sache, da Mrs. Elwin Zimmer vermietete, und so hatte Zette wohl wenigstens zehn Zimmer aufzuräumen und fünfzehn Leute zu bedienen. Mrs. Elwin stand dem Haushalte vor und Polly beschäftigte sich mit Handarbeiten. So war Zette jedermanns Diener. Sie scheuerte und lachte, sie segte aus und stäubte ab, sie machte die Betten und holte Wasser vom Brunnen und von Zeit zu Zeit nahm sie in den Zimmern auch ein großes Reinemachen vor. Erst eine halbe Stunde, bevor sie zu Bett ging, zog sie sich an und wusch sich das Gesicht. Bis dahin bildeten einige Lumpen ihren Anzug. Ihr größtes Vergnügen bestand darin, sich, bevor sie zu Bett ging, ihr Haar zu machen, Arme und Gesicht zu waschen, sich eine reine Schürze anzubinden und, wie sie es nannte: „sich eine halbe Stunde auszurühen.“ In diesen halben Stunden las sie schmutzige, abgegriffene Geschichtenbücher, die sie in den Stuben von Mrs. Elwins Zimmerherren liegen fand. Aus diesen Geschichten erfuhr sie, wie der stolze Lord Mount Stevens sich

mit hochmütigem Lächeln zu Lady Swendoline wandte und sagte: „Aber das ist zu viel.“ Und daß Lady Swendoline wie Espenlaub zitterte, während Lord Mount Stevens den Brief ihres Liebhabers mit seinen erhobenen Fingern zerknitterte; daß auf Lady Drolets schneeweißer Stirn die blauen Adern angeschwollen waren und sie mit ihrem zarten Fuß auf den weichen Teppich stampfte, als Lord Randolph in süßen Tönen für ihren ehemaligen Liebhaber sprach; daß der Marquis de Quinny mit einem verächtlichen Lächeln sein altes Stammschloß verließ und ein Räuberhauptmann wurde, weil sein alter, filziger Vater es ihm nicht erlauben wollte, die Tochter seines Gärtners auf ihren Stammbaum zu pflanzen. Auf ihrem kleinen, harten Bette träumte Zette dann von Rittern und Ritterfräulein, bis sie Mrs. Elwin rufen hörte:

„Es ist fünf Uhr! Willst Du denn den ganzen Tag im Bett liegen bleiben. Steh sofort auf!“

Sie hatte noch einen Bruder, der irgendwo in einem Arbeitshause Unterkommen gefunden hatte; ihre Mutter war vor zehn Jahren auf „die Wandererschaft“ gegangen und nicht mehr zurückgekehrt. Zu Mrs. Elwin war sie vor einem Jahre gekommen, und Mrs. Elwin behielt sie, weil sie wie ein Galeerenflabe arbeitete und stark wie ein Pferd war.

Zette richtete das Mittagbrot an, das heißt, sie trug eine große Schüssel voll gekochten Schellfisch nach oben in „das Wohnzimmer“, schüttete sie dort auf eine kleinere Schüssel, und in der einen Hand die Schüssel mit Fisch, in der anderen eine mit Kartoffeln, ging sie dann zu einem Tisch, an dem drei Personen Platz genommen hatten. Es waren dies Mrs. Elwin, ihre Tochter und ein bereits Ältlicher Herr, der geträufeltes graues Haar, eine lange Nase und kleine Augen hatte. Er hieß Cohn. An der Thür stand ein rothaariger junger Mann, der sich darüber beschwerte, daß in dem Zimmer, das er von Mrs. Elwin gemietet hatte, Mäuse vorhanden seien, und durch sein Verlangen, in dem Zimmer eine Mausfalle aufstellen zu wollen, Mrs. Elwins Unwillen im höchsten Grade erregte.

„Und ich versichere Sie, im ganzen Zimmer ist auch nicht ein einziges Mauseloch vorhanden, und wenn Sie durchaus eine Maus gesehen haben wollen, junger Mann, so muß sie gerade durch den Schornstein gekommen sein,“ erklärte die Wirtin.

„Und ich habe drei Mäuse auf einmal gesehen,“ behauptete der rothaarige Jüngling.

„Das ist gar nichts,“ mischte sich Zette ein. „In der Küche giebt es sogar Ratten. In meiner Kammer und über meinem Bett spielen sie immer Versteckens.“

„Kümmere Dich um Deine Sachen,“ unterbrach sie ihre Herrin. „Ich werde Ihnen morgen die Nase auf Ihr Zimmer schicken, junger Mann, Adieu!“

Das „Wohnzimmer“ war ein gemüthlich eingerichtetes kleines Zimmer mit getünchten Wänden. In den Ecken standen große Spinden, und auf dem Kamin waren unter schühender Glashülle Wachsbüchsen zur Schau gestellt. Bevor sie sich verheiratete, hatte Mrs. Elwin derartige Blumen angefertigt, und zur Erinnerung an ihre Mädchenzeit diese rote Rosen und weiße Lilien aufbewahrt.

Zwei alte Oelgemälde schmückten zwei gegenüberliegende Wände, und zwar stellten sie Mr. und Mrs. Elwin kurz nach ihrer Hochzeit dar. Beide Bilder zeigten rosig Wangen, glasartige blaue Augen, glänzendes brünettes Haar und — einen offenen Mund. Nach Art der Verliebten lächelten sie einander an, und das muß eigentlich wunderbar erscheinen, wenn man an die vielen häuslichen Zwistigkeiten denkt, deren diese Bilder während der Dauer der fünfundsiebenzigjährigen Elwin'schen Ehe Zeuge waren.

Auf dem Bücherbrett stand das Skelett einer Ratte, der besten Mauselage, die Mrs. Elwin je besessen hatte, — ein so gutes Tier war sie, daß sie ganz ausschließlich von Mäusen gelebt hat, abgesehen von den Ratten, mit denen sie manch tapferen Strauß siegreich bestand. Mrs. Elwin betrachtete oft wehmüthig dieses Skelett und seufzte schwer, wenn sie daran dachte, daß sie ihren toten Liebling nicht mehr würde streicheln können. Leider scheinen auch die Mäuse zu wissen, daß „Pussy“ tot war, meinte oft Mrs. Elwin.

Im Bücherbrett standen religiöse Schriften und Prämien,

die Polly in ihrer Schulzeit sich erworben hatte. Jeden Sonntagmorgens nahm Mrs. Elwin einen Band heraus, um bald darüber einzuschlafen, dann Sonntags gestattete sie sich eine Flasche Bier. Mit einem frommen Buch auf ihrem Schoß versuchte sie es denn, den „Juden“ Cohn, der sich selbst einen Freigeist nannte, zu bekehren. Ein großes Koffhaar-Sofa stand dem Kamin gegenüber; neben dem Kaminsteppich standen gleichsam als Schildwachen zwei Lehnstühle. Zwischen den Fenstern hatte die Familienbibel ihren Platz gefunden, und zwischen dem Bücherbrett und dem Kamin füllte das Piano den gesamten Raum aus. Auf dem Piano konnte Polly „Segne Gott die Königin“, „Das Gebet einer Jungfrau“ und verschiedene Choräle spielen.

Sobald das Mittagmahl vorüber war, schob Mrs. Elwin ihren Stuhl vom Tisch fort, Polly ging hinauf nach ihrem Zimmer, und Cohn — „Onkel“ Cohn wurde er genannt — setzte sich in einen Lehnstuhl und steckte sich eine Pfeife an. Onkel Cohn besaß einen kleinen Laden, nicht weit von Mrs. Elwins Hause. Er war ein Freund des seligen vielbeweineten Mr. Elwin gewesen, und die Freundschaft der beiden Männer rührte noch aus der Zeit vor Mr. Elwins Verheiratung her. Da Cohn Junggeselle war und sich, wie sich Mrs. Elwin ausdrückte, kein Heim, sondern nur einen „Laden“ hatte, so war er oft zu seinem Freunde zu Tisch gekommen.

Er zahlte nicht für sein Mittagbrot, aber man erlaubte es ihm, sich für die ihm erwiesene Gastfreundschaft durch gelegentliche Aufmerksamkeiten erkenntlich zu zeigen. So schickte er zu Weihnachten eine Gans, von Zeit zu Zeit eine Flasche Wein, und hatte er ein ganz besonders gutes Geschäft gemacht, verehrte er Mrs. Elwin ein seidenes Kleid. Als Polly angekommen war, machte er der „Kleinen“ Geschenke. Damals wurde er auch „Onkel“ Cohn. Für Polly schwärmte er. Hätte man an dem geschuldberten Nachmittage in das Herz des alten Junggesellen hineinschauen können, so würde man seltsame Sachen darin erblickt haben. Gefühle väterlicher, brüderlicher und liebhaberischer Natur, die sich mit Ehrfurcht und Scheu vor jenem Gliede des anderen Geschlechts vereinten, das er hatte aufwachsen, das er sich von einem winzigen hilflosen Geschöpf zu einem schönen jungen Mädchen hatte entwickeln sehen. Als Baby hatte sie auf seinen Knien gesessen, und jetzt wünschte er oft jene Zeiten zurück, denn damals hatte er ihre kleinen Händchen auf seinem Gesicht gefühlt und hatte ihr so viel Küsse wie Haselnüsse geben dürfen. Aber als sie älter wurde, da nahm sie wohl die Zudernüsse an, gab aber keine Küsse mehr dafür, denn „Onkel Cohns Bart war so rauh“, und jetzt behandelte sie ihn als einen alten, Knaster, den man wegen seiner Angelegenheiten auslachen und verspotten dürfe.

Sein Laden hatte ein wunderbares Aussehen. Ueber dem Eingang war ein Schild, das den Eintretenden bequemes Rasieren, sauberes Haarschneiden und schmerzloses Zahnziehen versprach; auch sollte bei ihm der beste Tabak zu haben sein. In seinem Schaufenster lagen Rasiermesser und Streichriemen, Schönheitsmittel und Pomaden und Instrumente zum Zahn-Plombieren und -Ausziehen. Onkel Cohn hielt nicht viel von der neumodischen Zahntechnik. Er sprach oft von jenen vergangenen schönen Tagen, in denen sich der Patient auf den Fußboden legte und der Zahnarzt auf ihn kniete, um einen recht sicheren Griff zu bekommen. Er wandte einen Bohrer an, mit dem er eine Art Kanal in den Zahn bohrte, dann erst nahm er ein anderes Instrument und drehte mit diesem den Zahn so lange um sich selbst herum, bis er endlich herauskam. Ein scharfes Anziehen mit der Zange hielt er für kunstwidrig, weil bisweilen Stücke vom Zahn zurückblieben. Nach seiner Methode kamen die Wurzeln immer ganz heraus. Er besaß einen ganzen Schub voll ausgezogener Zähne, von denen er einige bisweilen in seinem Fenster ausstellte.

Sein Hauptgeschäft bestand in Haarschneiden, das er zwischen zwei kleinen Spiegeln vornahm. Zwischen diesen Spiegeln hing ein Portrait von Mr. Gladstone und darunter hatte er ein paar selbstgedichtete Verse geschrieben, die ihm so gelungen schienen, daß Onkel Cohn meinte, wenn er nur Zeit gehabt hätte, wäre er ein großer Dichter geworden.

Die Schönheitsmittel stellte er selbst her. Sein Meisterwerk, das Mary Elwin Schönheitswasser, versprach, Flecke von der Haut zu entfernen, die Haut weich zu machen und den Teint zu verschönern. Den Verkauf dieses großartigen Mittels begleitete er mit schlechten Wiken, und dringend warnte er Polly, es jemals versuchen zu wollen.

Auch ein Haarwasser fabrizierte er, das die wunderbare

Wirkung haben sollte, die Haare rasch wachsen zu machen. Es wurde von Frauen angewandt, die ihr eigenes Haar sich abschneiden und verkaufen hatten. Auch Perrücken verfertigte er, die willige Abnehmer fanden.

Ueber den Haarwuchs hatte sich Onkel Cohn eigene Theorien gebildet. Er prüfte den Kopf — oder den „Stalp“, wie er sagte — und entwickelte den Befund in eigenen Grundsätzen, die ganz richtig gewesen sein mögen, da ja bisher noch keine Theorie über die Haare bekannt geworden, die allgemein als richtig anerkannt worden ist. Pollys Haar war seine größte Freude. Da war zu sehen, wie er meinte, was alles aus Haar werden konnte, und jeder Fachmann müsse darüber in Entzücken geraten.

Onkel Cohn hatte die Fesseln seiner Religion abgeschüttelt; er besuchte die Synagoge nicht und feierte auch das Passafest nicht mehr. Er war ein Skeptiker, da er aber für Gründe einer besseren Ueberzeugung noch zugänglich war, hatte er Zutritt in ein Methodistenhans erlangt. Mrs. Elwin war davon überzeugt, daß er sich doch noch eines Tages bekehren würde, denn er war keineswegs hartnäckig, sondern nur gleichgültig. Jeden Sonntag arbeitete Mrs. Elwin an seiner Bekehrung, und in der Woche betete sie für ihn. Und der Umstand, daß Onkel Cohn auf der Bank ein ganz hübsches kleines Vermögen liegen hatte, das doch eines Tages irgend jemand zufallen mußte, ließ seine Bekehrung ebenso sehr als Vergnügen wie als Pflicht erscheinen.

Als Polly wieder hinunter kam, fand sie ihre Mutter, die sich in ihren Gedanken noch immer mit Mäusen beschäftigte, in lebhafter Unterhaltung mit Onkel Cohn. Sie war bemüht, ihn zu überzeugen, daß Vorhaben und Absicht sich uns durch unbestreitbare Thatsachen offenbarten.

„Sprechen Sie mir nicht davon,“ sagte Mrs. Elwin, „daß es kein Wesen gebe, welches ebenso unsere Gedanken lenkt, wie es den unvernünftigen Tieren ihr Thun und Lassen vorgeschrieben hat. Sehen Sie sich einmal die Katzen an. Von einer Maus werden sie alles fressen, Kopf, Leib und alles andere, von einer Ratte fressen sie aber nur das Vorderviertel.“

(Fortsetzung folgt.)

Alte und noch modern.*

Der rastlose Erfindergeist hat im letzten Jahrhundert mehr und mehr den Gegenständen des täglichen Gebrauchs seine Aufmerksamkeit zugewendet und es nicht verschmäht, neben dem Telephon, den Röntgenstrahlen, den neuen Beleuchtungsarten und dergleichen Erfindungen von höchster Bedeutung auch den Kortzieher, den Kleider-raffer, Stiefelpumpparat, ja Nadel- und Manschettenknöpfe in den Kreis seines Interesses zu ziehen. So sehen wir denn auf allen Gebieten des täglichen Lebens Neuerungen, die eine Erleichterung der verschiedenen Verrichtungen, eine Verbesserung oder Verschönerung der betreffenden Gegenstände, überhaupt Bequemlichkeit und praktischen Nutzen zum Zweck haben.

Nach Tausenden zählen diese kleinen Werkzeuge und Hilfsmittel, an deren Gebrauch wir uns gewöhnt haben; und bei denjenigen von besonders genialer und praktischer Konstruktion bedenken wir wohl mitleidig der Zeiten, wo man dergleichen noch nicht kannte. Aber diese Zeiten liegen bei vielen viel, viel weiter zurück, als man annimmt. Bei den meisten Gebrauchsgegenständen der Neuzeit handelt es sich lediglich um praktische Veränderungen, um die vervollkommnete Ausführung von Ideen, diese selbst aber waren schon vor Tausenden von Jahren entstanden und in mehr oder weniger primitiver Weise verwertet worden.

Das Schloß, diese ziemlich komplizierte Vorrichtung kannte und benützte man nach einem in Ägypten gemachten Funde schon vor mehr als viertausend Jahren. Das aufgefunden war nicht wie unsere heutigen Schlösser aus Eisen, sondern aus Holz gefertigt, ebenso der dazu gehörige Schlüssel. An einer Seite der mit dem Schloß versehenen Thür befand sich eine Kramme und in diese paßte ein an der Thür befestigter Bolzen. Wurde dieser letztere so weit wie möglich in die Kramme gestoßen, so fielen drei Dornen oder Zapfen im oberen Teil der Kramme im Löcher, die sich im Bolzen befanden und hielten ihn an seiner Stelle fest. Nur wenn man die Zapfen empor hob, konnte er zurück bewegt werden.

Der Schlüssel war ein gerades Stück Holz, an dessen Ende sich, ebenso weit von einander entfernt, wie die den Bolzen festhaltenden Zapfen, drei Knaggen befanden. Wenn der Schlüssel durch ein genau passendes Loch in den Bolzen gestoßen wurde, erhielten die Knaggen eine solche Stellung, daß sie im Stande waren, die Zapfen zu treffen und den Bolzen aus der Kramme zu heben.

So primitiv die Konstruktion dieses Schloßes und so wenig widerstandsfähig sein Material sein mochte, so sinnreich war doch

*) Aus: „Timars Rundschau über Industrie und Technik.“

schon sein Mechanismus und so ähnlich dem der heutigen Schlösser in ihrer Grundidee, der Anwendung einer Hebelvorrichtung zum Öffnen.

Von sehr ehrwürdigem Alter ist auch die Sicherheitsnadel. Dieselbe war im alten Rom allgemein in Gebrauch und schon lange vor Roms Blütezeit in Italien ein beliebter Toilettenartikel. Ja, selbst die Etrusker, deren Civilisation von weit früherem Datum ist, als das römische Reich, müssen sich der Sicherheitsnadel häufig bedient haben, denn es fanden sich in Etruskergräbern eine Menge solcher kleinen Instrumente. Sie waren aus Bronze gefertigt, in ihrer Konstruktion aber den heutigen vollständig gleich. Wie bei letzteren schob sich die Spitze der beweglichen Nadel, nachdem sie den zu haltenden Stoff aufgenommen, in eine Art kurzer, nach unten offener Scheibe am Ende des Bügels oder Nadelhalters, dieser selbst aber war stärker und runder gebogen, als bei den heutigen Sicherheitsnadeln.

Einige von ihnen dienten ihrer Form nach zugleich als Schmuckgegenstände, ähnlich wie unsere Broschen, zum Teil aber waren sie von beträchtlicher Größe und hohl, als hätten sie nicht nur zur Befestigung am vorderen Teil des Gewandes, sondern auch zur Aufbewahrung verschiedener Dinge gedient.

Unter anderen Gegenständen, die in unserer Zeit in fast gleichartiger Gestalt fortleben, fanden sich in den Etruskischen Gräbern noch Schöpflöffel, Suppenlöffel und Messer, sowie Bronze-Handspiegel mit kurzem Stiel zum Anfassen, die in Größe und Form unseren heutigen Toilettenspiegeln täuschend ähnlich sehen. Natürlich haben sie längst die Politur eingebüßt, die sie zu ihrer Zeit verwendbar machte, wohl aber kann man noch die Figuren von Menschen und Tieren unterscheiden, die auf der Rückseite eingegrät sind.

Zu den weiteren Bronzefunden aus jener Zeit gehören Dolche und andere Waffen, die in wahrhaft kunstvoller Weise, jedenfalls mit Hilfe harter und scharfkantiger Steine, graviert, auch sonst mit Zieraten versehen und schön poliert sind. Nadeln und Nähnägen aller Art sind reichlich vertreten, von modernstem Aussehen aber sind die langen Kopfnadeln aus Bronze, die in Größe und Gestalt vollständig den Putznadeln gleichen, mit denen unsere Damen ihre Kopfbedeckungen befestigen. Es läßt sich nicht annehmen, daß die aus Bronze demselben Zweck dienenden, noch weniger, daß die Idee dieser Art von Befestigung — durch einen großen Knopf an dem einen Ende der Nadel — aus jenen alten Zeiten herrührt und das Vorbild der neuen Form gewesen sei. Jedenfalls aber geben die langen Bronzenadeln mit Knopf den Beweis, daß man vor 3000 Jahren ebenso wie heut die Notwendigkeit erkannte, eine Befestigungsnadel am Herausrutschen zu verhindern, und diesen Zweck durch die gleichen Mittel zu erreichen wußte.

Nicht weniger als 3000 Jahre alt sind die aus früheren Wohnstätten an den Schweizer Seen herkommenden zahlreichen Kugeln aus Bronze, doch gleichen sie ganz genau in allen Einzelheiten den heutigen, und wäre nicht das Metall, aus dem sie bestehen, ein anderes, so könnten sie ebenso gut als gestern gefertigte gelten. Die Thatsache aber, daß sie aus Bronze sind, ist eben ein Beweis ihres hohen, vorgegeschichtlichen Alters, denn die europäische Geschichte beginnt erst mit der Eisenzeit.

Nicht annähernd auf der Höhe der heutigen Vollkommenheit, aber doch hochinteressant sind die Bronze-Rasiermesser von etwa gleichem Alter. Sie haben die Form einer Sichel, und an dem der Spitze entgegengesetzten Ende befindet sich ein in einen ovalen Ring auslaufender Stiel. Es muß ein schweres Stück Arbeit gewesen sein, sich damit zu rasieren, besonders wenn der nach außen gerundete Rand, den man dazu benützte, irgendwie stumpf oder schartig geworden war; aber die noch heut angewendete Methode, Haare mittels einer metallenen Schneide zu entfernen, kam schon damals durch die Bronzesichel zur Ausführung und muß sich wohl im Allgemeinen als probat erwiesen haben.

Werkwürdig ist es, daß auch der Fingerhut, dies umentbehrliche Hilfsgerät bei der modernen Nadelarbeit, sich unter den Zeugen der Bronzeperiode vorfindet. Allerdings fehlt dem damaligen Fingerhut die Decke, auch lassen seine Größenverhältnisse darauf schließen, daß diese für Männerfinger berechnet waren; aber es fehlen nicht die charakteristischen kleinen Vertiefungen, deren Bestimmung es war und noch heute ist, beim Eintreiben der Nadelspitze in den Stoff die Finger vor einer Verletzung durch das Nadelöhr zu schützen. Jedenfalls beweisen diese Bronzefingerhüte, daß schon zur damaligen Zeit in ähnlicher Weise und mit ähnlichen Werkzeugen genäht wurde, daß aber diese Arbeit nicht, wie heut, zum größten Teil der Frauhand überlassen war, sondern von Männern ausgeführt wurde.

„Alles schon dagewesen“, könnte man angefaßt dieser antilmodernen Gegenstände wohl sagen. Wer aber hätte es unsern Durchstechknöpfen zu tragen und Chemisettes wohl zugetraut, daß ihre Modelle, genau in heutiger Ausführung, aber aus Bronze gefertigt, vor mehr als 2500 Jahren schon in Gebrauch waren? Dieselbe Form, bei der aus der breiteren Scheibe ein kurzer Stiel hervorragt, der den kleineren, nach außen durchzustehenden Knopf trägt, in allen Einzelheiten der Ausführung genau dasselbe; ja auch eine Art von großen Knöpfen, die unseren Manschettenknöpfen gleich, findet sich zahlreich vertreten. Die Scheibe, die hier den oberen, sichtbaren Teil bildet,

ist nach unten mit einer Art von Dese versehen. Höchst wahrscheinlich schob man durch diese letztere, nachdem man sie durch das Knopfloch gesteckt, kurze Nadeln oder Keile und bewirkte so die Befestigung.

Die alten Römer und Etrusker kannten und benützten auch Haarnadeln, doch waren dies einfache Stäbchen aus Bronzeblech. Von einem Zusammenbiegen zu zwei Parallelstäben mit spizen Enden nach der Art unserer Haarnadel war in jener Zeit noch nicht die Rede. Dagegen hatte eine andere, durchaus moderne Vorrichtung, die erst unlängst in England patentiert wurde und dem Erfinder ein Vermögen erwarb, ganz und gar ihres gleichen schon vor mindestens 2500 Jahren im alten Rom. Die Gürtel von dünnem Kupfer, die die römischen Soldaten jener Zeit trugen, waren an einem als Futter dienenden Zeugstreifen auf sehr einfache Weise befestigt, nämlich durch eine Reihe jener kleinen Klammern (Splinthe), wie man sie heut allgemein zum Zusammenhalten von Papierblättern benützt.

Daß aber die Alten nicht nur in den verschiedensten Bronzeartikeln, sondern auch in Eisenbein-, Horn- und anderen Arbeiten Vorläufer unserer Industrie waren, beweist unter zahlreichen Gegenständen solcher Art ein aus einem Etruskergabe stammender — Zahnam von Eisenbein. Auch nicht der geringste Unterschied ist zwischen ihm und unseren engzähligen, sogenannten Staubkammern herauszufinden. Das Exemplar ist allerdings beschädigt, eine große Anzahl der Zähne ganz oder zum Teil herausgebrochen, aber die den Kamm bildende Platte vollständig erhalten.

Alle hier genannten, zum großen Teil prähistorischen Gegenstände und noch hunderte ihrer Art, deren Form und Idee sich in modernen Gebrauchsgegenständen wiederholt, bilden eine hochinteressante Sammlung, die die Smithsonian Institution zu Washington an die Pariser Weltausstellung zu senden gedenkt. Nach Zeitalter, Fundstätten und anderen Gesichtspunkten übersichtlich und methodisch geordnet, wird diese Sammlung unzweifelhaft zu den Ausstellungsobjekten gehören, die auf die Besucher aller Stände und Nationen die größte Anziehungskraft ausüben. —

Ernst Rüttner.

Kleines Feuilleton.

a. Der neue Wirt. Endlich hatte er sein Ziel erreicht. Er konnte ein Haus sein eigen nennen! Als er anfing, Geld zu verdienen, war das schon sein Ideal, seine stille Liebe gewesen. Mit jeder Mark, die er zurücklegte, schien es ihm, wie wenn er wieder einen neuen Stein auf die andern schichtete, wie wenn er sein Haus so langsam, aber stetig in die Höhe baute. Und wie er es sich dann ausgemalt hatte, solch einen festen Besitz zu haben, dessen Wert nicht so leicht durch geschäftliche Umwälzungen zusammenbrechen konnte! Ein Haus, dessen Wert sich immer mehr steigern mußte, ohne daß er etwas anderes zu thun brauchte, als die Mieten einzuziehen und ab und zu etwas frisch streichen zu lassen, damit es wieder höheren Mietzins bringe! Und als er nun wirklich einzog in sein eignes Heim, als ihm das Dach über dem Kopf wirklich gehörte, da fühlte er eine große Güte in sich. Er kam sich vor, wie ein Herrscher, und das machte ihn wohlwollend.

Am ersten Morgen ging er aus, um sein Haus von der andern Straßenseite aus zu betrachten. Auf dem Hausflur begegneten ihm Kinder, die ihn schüchtern grüßten. Er fuhr ihnen zärtlich mit der Hand über die kleinen Köpfe und ging lächelnd weiter. Die Heiterkeit blieb ihm, als er sein Haus betrachtete, die Güte war noch in ihm, als er wieder heimkehrte. Da fiel sein Blick auf eine Tafel, die der frühere Besitzer des Hauses am Hausthor hatte anbringen lassen:

„Das Spielen der Kinder auf dem Hof, dem Hausflur und den Treppen ist verboten!“

Die Inschrift ärgerte ihn. Er fühlte das Bedürfnis, Blick zu verbreiten. Mit raschem Entschluß riß er die Tafel herab. Wie ihn die lieben Kleinen so nett gegrüßt hatten! Es freute ihn, wie sich von nun ab die Kinder auf dem großen Hof tummelten. Nun war doch Leben in seinem Hause.

So ging das eine ganze Zeit. An einem Morgen aber wurde es anders. Eine neue Tafel mit der alten Inschrift wurde am Hausthor angebracht.

Am Abend vorher hatte sich eine Scene vor und im Hause abgespielt. Der neue Wirt hatte einen guten Freund getroffen und, wie das manchmal schon so kommt, nachdem er sich von dem Freunde getrennt, konnte er nicht mehr ganz geradeaus gehen. Die Kinder hatten das bald bemerkt und umschwärmten den langsam dahinjagenden Wirt.

„Aber . . . Kinder . . . das . . . habe ich . . . doch . . . doch um Euch . . . wirklich nicht verdient!“ sagte er, wenn sie ihm zu nahe kamen. Auf diese weinerlich vorgebrachten Worte ging der Jubel erst recht los. Und als er nun an sein Haus kam, kreischten die Kinder seiner Mieter auf. War das ein Vergnügen, als er wiederholte: „Aber Kinder . . . das . . . habe ich . . . doch . . . doch . . . um Euch . . . wirklich nicht verdient!“

Von nun ab gab es keine lachenden Kindergesichter auf dem Hofe mehr. Die Un dankbarkeit mußte gestraft werden! Schen und ängstlich schleichen jetzt die Kleinen an ihm vorbei, an ihm, dem neuen Wirt. —

g. Ein neuer lebender Doppelmann ist der medizinischen Akademie in Rio de Janeiro in Brasilien vorgestellt worden. Die

Wesen dieser Art sind gewöhnlich bis zu dem gemeinsamen Nabel voll entwickelt und am unteren Ende des Brustbeins zusammengewachsen. Solche Doppelwesen sind in der Wissenschaft bisher nur sehr selten beobachtet worden, im ganzen nicht mehr als sieben oder acht; und von diesen haben einige nur wenige Tage oder nur wenige Stunden gelebt. Das bekannteste Beispiel sind die flammefischartigen Zwillinge, die im Jahre 1874, zwei Stunden nacheinander gestorben sind, nachdem sie das hohe Alter von 68 Jahren erreicht hatten, sich auch beide verheiratet und jeder neun normale Kinder gehabt hatten. Im Jahre 1892 sprach man viel von den Schwestern Radica-Doodica, die 1889 in Englisch-Indien geboren waren und im Alter von drei Jahren in Brüssel gezeigt wurden. Die beiden nicht von einander zu trennenden Wesen wogen 24 Kilogramm, Radica maß damals 87 Centimeter und Doodica 84 Centimeter. Ihre Verbindung war derart, daß die beiden Schwestern sich nicht zu gleicher Zeit ganz von vorn, sondern nur drei Viertel en face zeigen konnten. Was aus ihnen nach ihrer Ausstellung in Europa geworden ist, ist nicht bekannt. Das neue Doppelwesen, das man in Rio de Janeiro entdeckt hat, sind wieder zwei Schwestern, Rosalina-Maria. Die beiden kleinen Mädchen sind jetzt schon zehn Jahre alt, und sie sind geboren in Cacheiro de Itapemerin. Die Eltern wünschen, daß man bei ihnen die Trennung ausführe, die man schon öfter mit Erfolg versucht hat. Von drei Operationen von Doppelwesen sind zwei glücklich abgelaufen, beide waren weiblichen Geschlechts. Es hängt dabei alles von der Natur der Verbindung ab. Mit Hilfe der Radiographie wird es leicht sein, zu ermitteln, ob die beiden Körper absolut mit einander verbunden oder ob sie von einander unabhängig sind. —

Pflanzenarten der Erde. Der italienische Botaniker Saccardo hat festgestellt, daß man bisher 173 706 Pflanzenarten der Erde kennt, und zwar: 12 178 Algen, 39 608 Pilze, 5600 Flechten, 3041 Lebermoose, 4609 Raubmoose, 565 Bärlapp- und Schachtelhalm-Arten, 2819 Farne und 105 231 Arten höherer Pflanzen, welche er unter dem Sammelnamen der Phanerogamen, im Gegensatz zu den erstgenannten Klassen der Kryptogamen, zusammengefaßt. Saccardo berechnet die Zahl der wirklich existierenden Pflanzen auf etwa 250 000 Arten. Rechnet man hierzu noch die vielen Bakterien, von denen immer neue Arten als Träger gewisser Krankheiten der Menschen und Tiere, sogar der höheren Pflanzen gefunden werden, die wir den Pilzen zuzählen haben, so würde man bei Zugrundelegung der Saccardoschen Berechnung den Pflanzenwuchs der Erde auf ca. 400 000 Arten anzunehmen haben. —

(Haus, Hof, Garten.)

Musik.

Die braven Zimmerleute, d. h. Herr Kapellmeister Karl Zimmer und sein „Berliner Sinfonie-Orchester“, sind mit ihren regelmäßigen Konzerten in Kistemachers Garten fast die einzigen, die Sommers über die Stetigkeit unserer weltlichen Konzerte besserer Art aufrecht erhalten. Die Umstände ihrer Thätigkeit gehören allerdings zu den denkbar ungünstigsten. Erstens haben diese Künstler nicht die Macht, den vielbesagten Typhus der Untheiligkeit unserer Konzerte zu ändern — andere haben diese Macht und benutzen sie nicht. Zweitens ist das Orchester recht klein. Drittens wird bei vier konzertiert. Diese drei Umstände gehören auch schon der winterlichen Wirksamkeit an. Nun aber die sommerlichen Verhältnisse! Da heißt es: viertens im Freien spielen, fünftens das Hineinklingen fremder künstlicher Töne und gar sogenannt künstlerischer Klänge (eines benachbarten Orchesters) dulden, sechstens . . . stehendes . . . usw. Die genannten Uebelstände haben hier noch eine specielle Bedeutung, indem nämlich Herr Zimmer als Hauptnummern Stücke von großem, wichtigem Stil bevorzugt, bei denen das kleine Orchester in dieser Umgebung vergeblich einem derartigen Stil huldigen würde. Der Dirigent und seine Leute wären nach solchen Eindrücken schwer zu beurteilen; immerhin dürfte gerade dieser Stil nicht ihre eigenste Sache sein. Doch kann, als wir am Mittwoch das Benefizkonzert Zimmers hörten, der „Torquato Tasso“, eine der von diesem besonders gepflegten „sinfonischen Dichtungen“ Liszts, recht gut heraus. Die Vorführung der „Oberon“-Ouvertüre zeigte eine weitgehende Variation der Zeitmaße bei einem Verzicht auf rhythmische Mannigfaltigkeit im einzelnen; die Darbietung des (übrigens zu schnell genommenen) Vorspiels zu Wagner's „Parsifal“, für ein solches Orchester zusammengeschickelt, fällt mir eben in das Kapitel von meinen Konzertprogrammen überhaupt. Den sonstigen Kern des Abends bildeten Kompositionen von Zimmer selbst: eine „Abendandacht“ für Streichinstrumente“, freundlich melodios und charakteristisch ohne Banalität, und (abgesehen von einem Walzer) das Vorspiel zu einer Oper „Die Braut von Abydos“, aus dem Jahre 1892: von ähnlicher Eigenart, ohne die etwa zu erwartende Liszt-Wagnererei, nicht himmelstürmend aber inhaltreich, und vielleicht mit dem Schlagwort „neuromantisch“ zu bezeichnen. Alles in allem: nach sonst üblichem Maßstab tüchtige, nach dem unter jenen Umständen anzulegenden Maßstab außerordentliche Leistungen.

Was ist das doch für eine Rücksichtslosigkeit, das Konzert erst auf 6 Uhr, dann zur Enttäuschung der Frühgekommenen auf 7 Uhr ansagen, es thätlich gegen 9/7 Uhr beginnen lassen und durch unabsehbare Pausen ins Ungemessene hinausziehen! Alles von wegen der Wirtshausfreiberei? — sz.

Kulturgegeschichtliches.

dg. Recht amüsante Paragraphen finden sich in der ältesten Schulordnung des Gymnasiums zum grauen Kloster, die dem Jahre 1574, das Gründungsjahr der Schule, entstammt. Dieselbe wendet sich an Lehrer und Schüler. Die Professoren jener Tage scheinen eine ganz besondere Neigung gehabt zu haben, so oft wie möglich bei Verwandten „zur Hochzeit“ zu gehen; es wird ihnen wenigstens dringend geraten, diese Hochzeitsgänge nie über zwei Tage auszudehnen. Den Schülern wird das „Tragen von Degen und Dolchen“ streng untersagt, ebenso das „Fischen und Vogelfangen“ und, was recht sonderbar ammutet, das kalte Baden „während des Sommers“ und das Eislaufen „im Winter“. Dafür wurde ihnen der Besuch der Schulpredigten empfohlen; es heißt wörtlich: „Die Eltern, welche manchmal ihre Kinder, wie das unvernünftige Vieh aufwachen lassen, werden dadurch benogen werden, ihre Ehepflanzen sorgfältiger zu wahren und das gemeine Volk den Nutzen davon schon lernen lernen.“ Für „Prügelpädagogik“ war man in Alt-Berlin entschieden nicht. In warmen Worten werden die Lehrer gebeten, dem „Fehlenden“ nicht nur mit „dem Steden des Treibers einen Dutzettel zu geben“. § 8 empfiehlt „der blühenden Jugend“ die Morgenstunden zum Lernen, empfiehlt aber auch die achte Abendstunde zum Zubettgehen. § 10 giebt sehr interessante Aufschlüsse über die Lehrergehälter am grauen Kloster. Der Rector bekam 110 Gulden, 1 Wispel Korn und 10 Gulden zu Holz. Das niedrigste Lehrergehalt betrug 28 Gulden und 8 Scheffel Korn. —

Aus dem Tierreich.

— Die Schwäne des Genfer Sees, eine halb wilde Art von *Cygnus olor*, zeigen, wie der „Prometheus“ berichtet, seit einer Reihe von Jahren Neigung zur Ausbildung eines eigenständlichen sogenannten „falschen Albinismus“. F. A. Forel bemerkte schon 1868 Anfänge desselben, denn damals traten unter einer Brut von vier jungen Schwänen im Hafen von Morges drei ganz weiße auf, während nur einer das normale graue Jugendgefieder zeigte. Diese von Jugend an weißen Schwäne vermehrten sich, und nach den von 1868—1897 fortgeführten Beobachtungen stieg ihre Zahl unter 340 Schwänen auf 94. Im ganzen ist diese Varietät selten, und Forel ist ihr außerhalb des Genfer Sees nur ein einziges Mal begegnet, nämlich in Nismes, wo sich unter sechs jungen Schwänen einer Brut ein von Jugend an weißes Exemplar befand. —

Humoristisches.

— Zurechtgestuft. Herr: „Ah, Sie sind Musiker! Was spielen Sie?“

Musiker: „Die erste Violine.“

Des Musikers Frau (mit Emphase): „Aber nur im Orchester!“ —

— Die Sparsame. Junge Frau: „Nun sollst Du mir noch einmal sagen, daß ich verschwenderisch bin, Männchen! Heute habe ich von den Salzhäringen das Salz abgethan und es zum Salzen der Fleischbrühe verbraucht.“ —

— Eifersucht. Frau (ihren schlafenden Mann betrachtend): „Was der Mensch für ein vergnügtes, glückliches Gesicht macht; am Ende träumt er gar nicht einmal von mir!“ —

Bücher-Einlauf.

— Jeanne Marni: Pariser Droschken. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Paul Bornstein. Illustrierte Bibliothek Langen. München, Albert Langen. 3,50 M. —

— Jules Case, Die Sklavin. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Grassin zu Reventlow. München, Albert Langen. —

— Guy de Maupassant, Vater Milon und andere Erzählungen. Neue Novellen aus dem literarischen Nachlaß. Autorisierte Uebersetzung von Fr. von Oppeln-Bronikowski. 1.—3. Tausend. Berlin, Emil Goldschmidt. Preis 3 M. —

— Sophus Schandorph, Erste Liebe. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Kleine Bibliothek Langen, Band XX. München, Albert Langen. —

— Knut Hamjun, Die Königin von Saba und andere Novellen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Ernst Brausewetter. München, Albert Langen. —

— Oskar Wildorf, Gräfin Cosel. Ein Lebensbild aus der Zeit des Absolutismus. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Leipzig, Heinrich Minden. Preis 1 M. —

— W. Bruno, Experimentelle Untersuchungen über die Einwirkung verschiedener Körper auf die Thor-Cer-Oxyde und über Temperverfahren zur Erzielung einer Regenerierungsfähigkeit des Cer's. Berlin, Sonder-Abdruck aus der „Zeitschrift für Beleuchtungswesen“. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 27. August.